

Studientage der Kongregation der österr. Augustiner-Chorherren 2021
Stift Neustift, 13. 9. 2021

„Euch, die ihr eine Klostersgemeinschaft bildet, tragen wir auf, folgendes zu verwirklichen: Zu allererst sollt ihr einmütig zusammenwohnen wie ein Herz und eine Seele auf dem Weg zu Gott. Denn war das nicht der entscheidende Grund, weshalb ihr euch zum gemeinsamen Leben entschlossen habt?“

Dieses Zitat setze ich kühn als allen bekannt voraus, es eröffnet unsere Regel, welche unserer Gemeinschaft ihren Rahmen gibt.

Sie handelt nacheinander die wesentlichen Themen unserer Lebensform ab und beleuchtet die unabdingbaren Voraussetzungen, das klar gesteckte Ziel, Richtlinien für den Alltag, den Umgang mit Grenzbereichen, die Frage nach Schuld, den Charakter des Daseins als Oberer und endet damit, dass sie ihren und unseren Blick aus alledem wieder dem Ziel entgegen, nach ganz oben hebt.

Ohne sie wäre Gemeinschaft nicht möglich und sie ist seit 1.600 Jahren bewährt. Auf sie haben wir unsere Profess abgelegt – und doch scheint sie heute im luftleeren Raum zu schweben, denn fundamentale Begründungen, auf die sie aufbaut, sind heute nicht mehr offensichtlich plausibel:

- Wie „normal“ ist es in unseren Tagen, ein auf religiösen Grundsätzen basierendes Leben zu führen? Das klingt, als würde man seiner eigenen Entmündigung zustimmen!
- „Den ersten Schritt macht Gott!“ – so nennen Bischof Oster und Rudolf Gehrig ihr gemeinsames Buch über Berufung, das im August 2021 erschienen ist. Aber wie offen kann man mit dem Wort „Gott“ umgehen – auch vor sich selbst? Es wäre unverantwortlich, nicht zuzugeben, dass nicht wenige auch von uns damit Probleme haben – so paradox sich das anhört – aber das „Kirche ja, Gott nein“ – das sich in den letzten 20 Jahren entwickelt hat und

gerade das Umgekehrte der bekannten Parole der 80er-Jahre darstellt, hat sich da und dort eingeschlichen: Kirche als Riten spender, als Sozialinstitution, als politischer Player – aber Gott, naja... nicht wenig in unseren Gemeinschaften funktioniert genauso: Er ist in unserem alltäglichen Denken erschreckend wenig uns bewusst präsent – wir arbeiten mit, aber auch ohne, manchmal auch trotz Gott. Kein Wunder, dass selbst uns Unbehagen dabei beschleicht, von ihm zu reden; mit solchen Defiziten rechnet unsere Regel nicht, aber es gibt sie!

Mir scheint, wir kämpfen heute nicht so sehr mit Details der Regel – sondern damit, dass uns der Unterbau abhanden kommt, auf dem sie ruht!

Ich erlaube mir, im Lauf des Vortrages nun einige Anleihen zu nehmen bei ordens theologischen Diskursen aus dem benediktinischen Bereich – nicht zuletzt auch einer gewissen normativen Kraft des Faktischen folgend: Was diese Form der Betrachtungen betrifft, sind die Benediktiner wie mir scheint um einiges aktiver als wir in der augustinischen Ordensfamilie – aber sinngemäß reden wir vom Gleichen.

Sr. Michaela PUZICHA bringt im Dialog mit Bernhard ECKERSTORFER die Frage auf den Punkt: „Sind wir noch regelfähig?“ – und die Antwort lautet: Das wird davon abhängig sein, wie gut wir die Regel kennen und sie uns zu eigen machen. Ob wir bei der Oberfläche von Worten stehen bleiben oder Aussageinhalten auf den Grund gehen.

Wir kennen das aus dem Refektorium, wenn das 5. Kapitel unserer Regel gelesen wird – über das Ausstäuben der Kleider und dergleichen; allzu leicht fallen wir in ein peinliches Lachen, ein paar Witze fallen – aber das dahinterliegende Thema: „Wie gehen wir mit dem Gemeinsamen um?“ – das erreicht uns gar nicht, oder dann doch, durch die Hintertür: denn die Nichtbeschäftigung damit rächt sich, z.B. Thema „Relutum“ – immer ist es zu wenig und manche betrachten es als ihnen zustehendes „Privatgeld“ und gehen entsprechend damit um.

Ebenso das Kapitel über den Blick auf die Frauen. Wir lesen es peinlich berührt, tun die detaillierte Abhandlung als hyperchristlich und typisch augustinisch verklemmt ab und ignorieren das Faktum, das spätestens seit der Präsenz des Internets und der Smartphones die Pornographie Gast in den Klausuren ist – ein Thema, das kaum

jemand anzusprechen wagt, aber nicht zu leugnen ist; in den scheinbar veralteten Hinweisen aus der Regel ist es verborgen!

Wie gehen wir mit dem Gemeinsamen um?

Mit der Erfahrung von Mangel?

Mit der Entsagung?

Mit der Erfahrung von Schuld?

Nicht, wenn wir die Regel für die Gemeinschaft nur zwei Mal im Jahr vorlesen, sondern, wenn wir uns diesen und weiteren solchen Fragen stellen, sind wir regelfähig und damit gemeinschaftsfähig im Sinn des Hl. Augustinus.

Dass uns die Auseinandersetzung damit nicht erspart bleiben kann, das wissen wir:

NIEMAND tritt heute wegen unserer Pfarren oder anderer Aufgaben in das Kloster ein – und das ist gut so – sondern es geht um die Gemeinschaft. Neu ist das nicht, sondern es entspricht schon dem eingangs zitierten Einleitungssatz unserer Regel. Die Frage ist: Haben wir als Einzelne gelernt, uns auf unserem geistlichen Weg – nicht in dem, was wir tun! – als Teil einer Gemeinschaft zu definieren?

Noch einmal eine Anleihe beim Benediktiner Eckerstorfer:

Er definiert für das klösterliche Leben eine Trias von

Rückzug – Gemeinschaft – Auftrag

Zwischen diesen drei Polen muss eine Spannung bleiben und man darf sie nicht untereinander verwässern, sonst entsteht ein Missverhältnis:

- Die Definition von Gemeinschaft als Rückzug ist einschläfernd und tödlich für diese
- Die Verlagerung von „Gemeinschaft“ in den Auftrag, also z.B. in die Pfarre, „weil dort sind die Menschen, mit denen ich mich wohlfühle“ ist ebenso ein Irrweg, er entfremdet vom Kloster

- Die schleichende Verwandlung des Auftrags in Rückzug funktioniert auch nur scheinbar – das sind die Mitbrüder, die zu Chorgebet und gemeinsamem Tisch nie da sind, weil sie immer soooo viel zu tun haben; die Gemeinschaft leidet darunter und sie selbst werden heimatlos;

Die Trias „Rückzug – Gemeinschaft – Auftrag“ bleibt allen, die im Kloster leben gegeben – und gewiss gilt für sie das Wort von Augustinus, das er in Predigt 169 über das Christsein sagt:

„Sei stets unzufrieden mit dem, was Du bist, wenn Du erreichen willst, was Du noch nicht bist. Denn wo Du mit Dir zufrieden warst, dort bleibst Du zurück. Sobald Du aber sagst, es genügt, bist Du schon verloren; füge stets hinzu, laufe immerzu, mache stets Fortschritte; verweile nicht auf dem Weg, bewege dich nicht rückwärts, weiche nicht ab!“

Vier Punkte möchte ich nun im Rahmen dieses Vortrages benennen, die uns meiner Meinung nach in diesem gesamten Themenkomplex in unserer Zeit besonders herausfordern, ob wir wollen, oder nicht. Bei aller Offenheit, die wir wollen und pflegen, scheint es doch notwendig zu sein, hier auch wachsam zu sein und sich abzugrenzen:

Erster Punkt: Herausforderung Identitätspolitik

„Identitätspolitik – was hat das mit unseren Gemeinschaften, mit unserer Ordensregel zu tun?“ Nun, ich will den Ansatz erklären:

Ursprünglich bezeichnete die aus dem Englischen kommende „Identity politics“ die Definition verschiedener Gruppen auf Grundlage ihrer ethnischen, kulturellen, sozialen oder auch sexuellen Merkmale, um auf deren Bedürfnisse möglichst spezifisch eingehen zu können. Dieses Denken hat sich vor ca. 20 Jahren von der Politik weg verselbständigt, um nun als Karikatur seiner selbst wieder zu kehren, in der es heißt: „Wenn Du mich nicht in meiner durch eine Unmenge von Faktoren bestimmten Identität ansprichst, dann fühle ich mich gar nicht angesprochen und kann das, was Du sagst und Dich selbst, als für mich unwichtig abhaken.“

Diese Einstellung führt sodann zu sprachlichen Verrenkungen, von denen das „gendern“ nur die unterste Stufe ist, damit nur nun ja alle alles annehmen und verstehen können – über die Auswirkungen und Idioten dieses Vorganges kann und will ich mich hier nicht genauer äußern, denn für uns liegt der Kern des Problems wo anders:

Unsere Basistexte – von Heiliger Schrift bis Ordensregel – beruhen darauf, dass wir sie uns ANEIGNEN, nicht darauf, dass sie uns mundgerecht und vorgekaut, unseren Vorstellungen und Prägungen entsprechend eingegeben werden!

Das schon tief in jüngere Generationen eingesunkene Denken der Identitätspolitik wird von vielen Kritikern als auf die Spitze getriebener, sprachlicher Narzissmus beschrieben: Ich definiere mich so lange über alle mir zur Verfügung stehenden Parameter, bis wirklich ICH gemeint bin und niemand sonst. Und nun hat mir niemand mehr etwas zu sagen – denn es weiß ja niemand, wie es ist, ICH zu sein. Nun bin ich „unique“ – endlich.

Werden so geprägte Menschen gemeinschaftsfähig sein? Nicht, dass nicht der Egoismus in allen seinen Spielformen in unseren Häusern ohnehin bestens bekannt wäre – aber wir dürfen uns nicht darüber täuschen: Hier kommt eine Form des Denkens auf uns zu, die uns herausfordern wird.

Begnadet ist ein solcher Mensch, wenn er herausfindet aus diesem Narzissmus und den zutiefst augustinischen Gedanken erfasst, dass in ihm mehr ist als er selbst: „Du warst drinnen, ich aber war draußen“ - dass Gott ihn als Individuum anspricht, ihn aber herausreißt aus dieser Isolation, was einen nicht angenehmen Lernprozess beschreibt: „Du hast mich verwundet!“ – und ihn öffnet auf andere hin: „Liebe – und tue was Du willst.“

Wohl unseren Gemeinschaften, wenn sie einem so bekehrten Menschen, einen von sich selbst Befreiten, zur Heimat werden können. Können sie das?

Zweiter Punkt: Die Authentizitätsfalle

Vielfach hörte ich immer wieder in Theatern ältere Besucherinnen und Besucher raunen: „Man versteht heute im Theater nichts mehr!“ – „Früher konnten die auf der Bühne noch ordentlich reden!“ – „Heute gibt’s wohl keinen ordentlichen Schauspielunterricht mehr!“ – dabei wurde übersehen, dass die Schauspieler seit den 70er-Jahren gar nicht mehr schauspielern wollten; sie wollen SIE SELBST sein – das Zauberwort dazu war und ist „Authentizität“ und hat Theater und Oper in eine Ecke manövriert, aus der sie bis heute nicht herausgefunden hat: Authentisch vielleicht, aber uninteressant; die interessante Authentizität spielt sich heute auf einer anderen Ebene ab: Jugendliche schauen viel lieber zweihundert jeweils 15sekündige Tik-Tok-Videos hintereinander als einen eineinhalbstündigen Film; Begründung dafür lt. einer Umfrage: Da sieht man Menschen wie Du und ich, „die Leute schauspielern da nicht so!“ – so hat es Thomas Bauer für sein Buch „Die Vereindeutung der Welt“ beschrieben. So einfach definiert er auch:

„Authentisch ist der Mensch offensichtlich nur dann, wenn er sein Inneres, seine vermeintlich unverfälschte Natur, ungefiltert nach außen stülpt. Und das bedeutet letztlich: Authentizität ist das Gegenteil von Kultur.“ und an anderer Stelle:

„Authentizität ist letztendlich nichts anderes als die Identität eines Individuums mit sich selbst. Es ist eins mit sich selbst und lässt sich nicht durch etwas Zweites verfälschen. Keine kulturellen Einflüsse, keine sozialen Rücksichten beeinträchtigen oder zähmen es.“

Wie gemeinschaftsfähig ist ein Mensch, der in diese Falle getappt ist? Auch hier gilt: Das Phänomen ist nicht neu, aber es steht mit besonderer Dringlichkeit „ante portas“ – Wir kennen manchen Mitbruder „der ist halt so“ – was ja noch angehen mag, aber an die Grenze des Erträglichen kommt, wenn er selbst sagt: „Ich bin halt so!“ und es für ein wünschenswertes und gefälligst anzuerkennendes Zeichen von Echtheit hält, nun einmal so zu sein und es für sein Recht hält, SO ZU SEIN, und die Anderen müssen es halt ertragen, um seiner Authentizität willen.

„Authentizität ist das Gegenteil von Kultur!“ – bei diesem Wort kann uns die gesamte Gnadenlehre Augustins aufgehen: Die Gnade, die die Natur erhöht und sie dadurch

erst zur Gemeinschaft fähig macht. Dass er es von sich aus wäre, geistert seit Rousseau durch die Geistesgeschichte – ich weiß es aber nicht, ob die „edlen Wilden“ wirklich eine Stütze oder gar ein Desiderat für einen Konvent sein können.

Wie sagt Augustinus in seiner Auslegung zu Psalm 124?

„Tu, was Gott will – und wolle nicht, dass Gott tue, was du willst.“

Und ein Zitat von David Steindl Rast über das Ordensleben:

„Wer sich vorbehaltlos hingibt, hat Chancen!“

Die Authentizitätsfalle macht uns nicht „echter“ – und auch nicht „interessanter“ – sie macht uns auch gewiss nicht anziehender. Viel mehr gefährdet sie unsere Gemeinschaftsfähigkeit.

Dritter Punkt meiner Betrachtungen: Der Umgang mit Freiheit

Nicht selten wird heute davon gesprochen, das Leben im Allgemeinen, aber auch in den Klöstern, müsse ausgeglichen sein. Man hüte sich vor Extremen. Michael Casey, australischer Trappist und Ordenstheologe, schätzt die Rede von der Ausgeglichenheit nicht, er bevorzugt das Wort „Wechselspiel“ und hat dazu ein schönes Bild gefunden, nämlich das vom Surfbrett (außer einem australischen Trappisten hätte wohl nur ein kalifornischer Trappist einen solchen Vergleich finden können, aber ich weiß gar nicht, ob es sowas gibt): Nur, wer beweglich bleibt, bleibt stabil! Um extremen Außenkräften zu widerstehen, kann es nötig sein, die gegenteilige Extremposition einzunehmen. Er bringt es mit dem Wort „Stabilitas“ – als „Stabilität“ wieder auf den Punkt: „Statisch“ ist gerade eben nicht stabil.

Heute gibt es Unmengen von Freiheit – außerhalb und innerhalb der Klostermauern. Aber wie gleichen wir das aus, um stabil zu bleiben, äußerlich und innerlich? Haben wir Mechanismen dafür parat? Sind unsere Gemeinschaften Orte, an denen ein gesundes Wechselspiel der Kräfte möglich ist?

Brennendes Thema: Wie begegnen wir Freiheiten, die mit unserer Lebensform beim besten Willen nicht mehr kompatibel sind? Diese letzte Frage halte ich deshalb für besonders relevant, weil wir in der Realität unserer Gemeinschaften heute zweifellos

auch eine Generation vorfinden, die Gefahr läuft, sich um Freiheit betrogen zu fühlen, an die sie beim Ordenseintritt vor mehreren Jahrzehnten noch nicht einmal denken konnte: Unverbindliches Leben, Verhältnisse ohne Heirat, (und ja, man muss das auch explizit erwähnen) diskriminierungsfrei ausgelebte Homosexualität – nicht wenige denken sich „Wenn ich noch mal jung wäre, hätte ich ganz andere Optionen als damals, als ich eingetreten bin!“ – es gibt sie, die Frustrierten, denen man anmerkt, dass sie mit ihrem eigenen Leben nicht im Reinen sind. Leider sind es gar nicht so wenige und gar nicht selten prägen sie bewusst oder unbewusst eine lähmende, oft sarkastische oder mürrisch-desillusionierte Grundstimmung in ihren Konventen. Der Jesuit Josef Maureder bringt es auf den Punkt, wenn er sagt: „Das Problem des fehlenden Nachwuchses liegt nicht nur bei den jungen Menschen.“ – und er fügte ein Wort von Johann Baptist Metz an:

*„Die Not des Fehlens geistlicher Berufungen
ist die Not der jetzt in geistlichen Berufen Lebenden.“*

Der Satz geht ins Mark, ich habe einige Zeit gebraucht, ihn zu verdauen. Bei Augustinus findet man ähnliches in den Bekenntnissen, was vielleicht den Zwiespalt solcher Mitbrüder beschreibt: „Hier kann ich sein und will es nicht, dort will ich sein und kann es nicht, elend bin ich in beiden Fällen.“

Gemeinschaften tragen schwer an solchen Mitbrüdern, die im Blick auf Freiheiten heutiger Zeit enttäuscht vom Verlauf des eigenen Lebens sind und nach den verpassten Chancen schießen. Das lautstarke Bellen der dabei aufkommenden inneren Wünsche ist kaum zu beruhigen – am meisten leiden darunter sicher sie selbst, aber eben auch ihr Umfeld.

Wie kommen wir zu einer Lösung? Josef Maureder empfiehlt, den Kern des Freiheitsbegriffes wieder freizulegen, den Kern, in dem man Profess abgelegt hat – wenn man es mit rechter Intention getan hat:

Durch Bindung und Festlegung eröffnet sich die Möglichkeit der Ausrichtung auf ein höchstes Gut. Man bekommt damit „Freiheit ZU etwas“ anstelle der heute propagierten „Freiheit VON etwas“ – nebenbei, so meint er und zitiert Dietrich

Bonhoeffer mit einem Satz, den er als unverzichtbar für ein ernsthaftes Leben darstellt: „Es gibt ein erfülltes Leben trotz unerfüllter Wünsche!“

Vierter Punkt: Am Weg bleiben

Am Beginn meines Vortrages habe ich nach Eckerstorfer die Trias Rückzug – Gemeinschaft – Auftrag erwähnt und ebenso auf Fehlschlüsse hingewiesen. Wenn Gemeinschaft und Rückzug eins werden, dann wird sie statisch. Die Generationen ziehen sich in sich zurück; das geistliche Leben verabschiedet sich schleichend; „Wozu Bücher lesen? Ich habe doch eh vor 50 Jahren Theologie studiert!“ Die Benediktinerin Michaela Puzicha beklagt: „Ich vermisse in Klöstern die Liebe zum Lernen!“ – und fundamental weist der ebenfalls schon zitierte Michael Casey auf einen unausweichlichen Aspekt des Wegcharakters des Ordenslebens hin: „Wir müssen uns darauf vorbereiten, dass man sich die Frage nach der Berufung alle 10 oder 15 Jahre wieder stellen muss!“ – Tun wir das? Bieten unsere Gemeinschaften dazu den Reflexionsrahmen? Oder sind Profess und Weihe Dinge, die man „HAT“?

Ich bitte um Vergebung dafür, dass ich noch einmal einen Benediktiner zitiere, diesmal Elmar Salmann aus der Abtei Gerleve. Er plädiert schon um der eigenen Biographie willen um die lebenslange Haltung des Lernens, um überhaupt einen guten, tragfähigen Stil entwickeln zu können, mit dem man leben kann, er sagt:

„Stil ist nicht nur eine ästhetische Kategorie, sondern die hochgemute Hochzeit von Notwendigkeit und Freiheit, von Tradition und Spontaneität, von Nachahmung und eigener Gebärde, der Schwäche und der Stärke eines Menschen.“

Ich schaue an, wie Mitbrüder leben, essen, sich kleiden, in Kapiteln miteinander umgehen, Messe zelebrieren, sich unterhalten und so weiter und komme zu folgendem Schluss: Damit diese soeben erwähnte Hochzeit wirklich hochgemut ist, gibt es noch sehr viel zu tun – und dafür ist man nie zu jung oder zu alt.

So sehr Christsein, ich ergänze – Ordenschrist sein – nach Augustinus Geschenk und Gnade ist, so sehr ist es auch Prozess im Sinne von „Procedere“ – „fortschreiten“ – und eindeutig ist für mich erkennbar, dass Gemeinschaft für

Augustinus genau so und nicht anders funktioniert: Als verbindliche Weggemeinschaft. Wenn wir uns so verstehen, sind wir einzeln und in Gemeinschaft – um noch einmal das Wort vom Anfang zu gebrauchen – regelfähig.

Zu allererst sollt ihr einmütig zusammenwohnen wie ein Herz und eine Seele auf dem Weg zu Gott. - Mit dem Eingangszitat unserer Regel darf ich zum Schluss meines Vortrages kommen:

Schlussteil

Noch im Dokument „perfectae caritatis“ ist der zeichenhafte Gemeinschaftscharakter des Ordenslebens praktisch kein Thema. In den Jahrzehnten darauf hat sich das geändert, es kam, wie überall, sodann zu einem Überhang der Psychologie und der diversen einschlägigen Sozialwissenschaften. Nun scheint, so urteilt zumindest Christine Rod, Missionarin Christi aus Wien und Begleiterin vieler Frauen- und Männergemeinschaften in Fragen zur Zukunft oder auch zur Konfliktbewältigung, sich das Pendel in der Mitte, im rechten Maß eingefunden haben.

Gemeinschaften hinterfragen sich – weil sie es von sich aus wollen oder weil sie es als unausweichliche Zukunftsfrage erkennen. Auch jede unserer Gemeinschaften steht diesen Fragen gegenüber und wir haben gelernt, dass uns das „Einheitsgerede“ a la „wir haben doch alle das gleiche Ziel und unsere vielen Aufgaben und dahinter verschwinden die Probleme der Gemeinschaft“ uns nicht weiterbringt.

Die Frage nach der Gemeinschaft ist Zukunftsfrage, weil sie junge Menschen, die an unsere Tür klopfen, mehr interessiert, denn je. Wir müssen gute Antworten geben können! Dass wir hier und heute im Rahmen unserer Studientage wohl kaum alle diese Problemkreise lösen werden können, liegt in der Natur der Sache. Uns gelte das leicht abgewandelte Augustinuswort aus Predigt 22:

„Triffst Dich der Tag nicht als Sieger an, so soll er Dich doch wenigstens als Kämpfer antreffen!“

Dazu sind wir beisammen – um über die Zukunft unserer Gemeinschaften im Geist des Hl. Augustinus nachzudenken, weil wir diese lieben; wie er schreibt:

„Die Liebe schafft Gemeinschaft, die Gemeinschaft begreift sich als Einheit, die Einheit bewahrt die Liebe, die Liebe erreicht den Glanz der Anschauung Gottes.

Wir müssen als Ordensgemeinschaften, als Ordenschristen offen sein, keine Frage: Für das Wort Gottes und für die Fragen der Welt; für die Impulse von außen und von innen; gleichzeitig aber müssen wir uns abgrenzen, und das vielleicht bewusster tun als früher:

Im Namen von Identität, Authentizität, Freiheit und dergleichen machen sich auch in unseren Gemeinschaften und Häusern Tendenzen bemerkbar, die der Gemeinschaft im Wege stehen. Anders gesagt: Um der Gemeinschaftsfähigkeit müssen wir uns von allem abgrenzen, was dieser im Wege steht.

„Ist das nicht der Grund, weshalb wir uns zum gemeinsamen Leben entschlossen haben?“

Ich danke für die Aufmerksamkeit!

Es gilt das gesprochene Wort!